

6.2 Living at the Crossroads: Rassismus und Ableism als intersektional wirkmächtige Herrschaftsverhältnisse

»We cannot meaningfully separate the racialized subaltern from the disabled subaltern in the process of colonization.«

Helen Meekosha (2011), Decolonising Disability

Wie bereits im Unterkapitel 3.3 ausführlich erläutert, lässt sich im Hinblick auf die Notwendigkeit einer intersektionalen Analyse der vielfältigen Verwobenheiten von Rassismus und Ableism insgesamt festhalten, dass in den letzten Jahren die Einsicht gewachsen ist. Die im Unterkapitel 3.3 beschriebenen Praxen der Differenzierung, Hierarchisierung und Diskriminierung haben nicht zuletzt fatale Einflüsse auf die Lebensrealitäten der Betroffenen. Entsprechend sind Begriffe wie ›Behindertenfeindlichkeit‹ oder ›Ausländerfeindlichkeit‹ unscharf und vereinfachend, um der Wirkmächtigkeit und Komplexität der beiden Herrschaftsverhältnisse von Rassismus und Ableism gerecht zu werden. Vielmehr verschleiern und täuschen die beiden Begriffe darüber hinweg, dass es sich bei den komplexen Phänomenen von Ableism und Rassismus um diskriminierende gesellschaftliche Verhältnisse handelt, die in bestimmten Kontext intersektional wirkmächtig sein können.

Anhand der empirischen Datenanalyse der vorliegenden Arbeit lässt sich rekonstruieren, dass die beiden Herrschaftsverhältnisse Ableism und Rassismus die Grundlage für institutionelle Diskriminierungen und gesellschaftliche Ausschlüsse bilden. Gleichzeitig verdeutlichen die empirischen Ergebnisse, dass die vielfältigen Handlungsstrategien und Bewältigungsressourcen von BIPOC mit Behinderungserfahrungen im Umgang mit bestehenden Zugangs- und Teilhabebarrrieren eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen (mehr dazu siehe Unterkapitel 5.2). Diese miteinander verwobenen Herrschaftsverhältnisse entlang von Rassismus und Ableism werden im Folgenden als intersektionale Diskriminierungserfahrungen von BIPOC mit Behinderungserfahrungen anhand von einigen Interviewauszügen exemplarisch diskutiert.

Beispielsweise erläutert Nupur in Bezug auf intersektionale Diskriminierungen ausführlich, welche Erfahrungen Nupur mit intersektionalen Diskriminierungen aufgrund der verschiedenen miteinander verwobenen strukturellen, individuellen und sozio-familialen Barrieren sowohl im Herkunftsland als auch in Deutschland macht:

»I am a queer and trans* person with class privilege and experience of migration (the asterisks denote the colonial and normative nature of the concepts that are more expansive than can be imagined through indigenous modes of knowledge). I was born in Dhaka, the capital of Bangladesh, and by nationality I am Bangladeshi and by ›ethnicity‹, I am Bangali commonly and colonially written as Bengali. Further the labels put on me are brown, person of color, Ausländer, alien, disabled etc. However, these are mostly necessary and political positions I have to have in the present world. But really, I would rather have language for being caring, observant and community-oriented, perhaps, as traits to identify with. I would also say that I exist in liminal space, and in exile of sorts.« (Nupur, Z. 9–17)*

Diese Zuschreibungspraxis scheint zusätzlich dazu beigetragen zu haben, dass Nupur in verschiedenen Kontexten wie z.B. an der Universität Erfahrungen von Othering wie auch weiteren intersektionalen Diskriminierungen machen musste:

»In Dhaka, the daily discrimination was being perceived as a girl and having to perform the role of woman. It was the daily harassment and fear of violence on the streets when I started looking more Queer, whatever that means, when I started to stand out, on top of that. I was also not raised like traditionally Muslim so I was bullied in school for that, and for not conforming to gender starting from very young. In university, I was always asked to represent the ›marginalized‹ groups I belonged to in class, and frequently having to out myself and be vulnerable in the process, while already to be a student with anxiety and depression.« (Nupur, Z. 82–88)

In ähnlicher Weise spricht eine weitere Forschungspartnerin im Interview von ihren subjektiv empfundenen intersektionalen Diskriminierungen während ihrer beruflichen (Aus-)Bildung als Erzieherin:

»Am Anfang war schwieriger, ich hatte zwei Dumme, sag ich mal, ich will nicht andere Wörter benutzen, weil ich mag diese R-Worte nicht, weißt du welche R-Worte ich meine da? //ich bin mir gerade nicht so sicher, vielleicht Rassismus?//. Ja, die Leute, die irgendwas gegen diese Farbe haben, darauf will ich nicht schieben, aber ich hatte zwei Dozenten, wirklich, die haben mich immer wieder diese Gefühl gegeben, da bin ich falsch. Immer wenn ich gefragt habe, Finger hoch, immer die mich übersehen stundenlang, wenn ich Hilfe gebraucht habe, mir nicht zugehört und bis ich einmal in eine Klasse ausgerastet bin nach mehrere Malen, mehrere Person-also ertragen, bis irgendwann mal nicht mehr konnte, ich bin ausgerastet, ging nicht mehr (.) Und der Dozent weiß, ich brauche Hilfe, weil ihre war schon fertig, die Facharbeit von ihr war schon tipptopp, ich hatte Frage von meiner Facharbeit, obwohl ich Nachhilfe hatte, aber meine Nachhilfe war auch nicht auf dem ersten Stand, manches davon musste ich auch noch in der Schule fragen, weißt du was ich meine?« (Puriki, Z. 538–550)

Weiterhin wird aus dem analysierten empirischen Daten ein weiterer ständiger Kampf um strukturelle und institutionelle Unterstützungsmöglichkeiten ersichtlich, welcher im Folgenden anhand von einigen Interviewauszügen exemplarisch erläutert wird. Am Beispiel ihrer Ausbildungszeit beschreibt bspw. Puriki die bestehenden staatlichen Unterstützungsstrukturen als diskriminierend:

»Ich frage um Hilfe, er sagt »nee (.) jetzt habe ich keine Zeit«, ich dachte er hat keine Zeit, er geht irgendwo was machen, nein, er wartet da und das hat mich richtig verletzt, dass ich gesagt habe »das reicht mir. Ich weiß nicht welche Problem Sie mit mir haben, ob meine Hautfarbe oder irgendwas, es ist immer die gleiche, immer wenn ich mit Frage komme, Sie antworten mir nicht, Sie ignorieren mich, Sie sagen immer ich mache Pause, wenn die andere kommen, Sie geben die Antwort. Warum machen Sie das?« Und der sagt »ja?« Alle haben gesagt »ja, das stimmt auch«, weil alle waren auf meiner Seite, weil der hat mich wirklich spüren lassen (.) und ich habe erwartet, dass er es als Dozent sagt es tut mir leid, es kam kein es tut mir leid, gar nichts hat er gesagt.« (Puriki, Z. 551–559)

Diese vielfältigen und intersektionalen Diskriminierungserfahrungen werden ebenfalls von Nupur in ähnlicher Weise geschildert:

»Intersectional discrimination is why on a daily basis, I have to spend time recovering from being misgendered and masking in public, to dealing with islamophobia, misogyny etc. Its why when me and my trans* friends leave the house together, how safe we are depends on how femme we look/present and whether there are any white and/or German-speaking people with us. Sometimes police are nicer to you when you look like a woman, cause they see you less as a threat than when they perceive you as a man; this makes it harder for me to negotiate how I am able to tap into my mascness. But it can also be that because you are seen as a woman, there is more scrutiny and violence, often sexual violence.« (Nupur, Z. 157–164)

In ähnlicher Weise schildert Jennifer im Interview die intersektional verwobenen Erfahrungen mit Ableism, Rassismus und Sexismus:

»As a disabled woman of Color my life has not always been easy but still, I don't need your pity, I don't want to be treated differently. Just take me as I am. I don't see why this is hard for white people or able-bodied people to understand (laughs). Sitting in the wheelchair doesn't make me less worthy, your ableism however does. Being black and disabled is something that you can't just explain. People keep asking me a lot of very intimate and personal questions like, did you had an accident or how long do you sit in a wheelchair? Seriously, what's wrong with people, for god's sake (laughs).« (Jennifer, Z. 278–284)

Eine weitere Forschungspartnerin erläutert im Interview ausführlich, welche Diskriminierungserfahrungen sie während der Pandemie machte. Anhand der folgenden detaillierten Schilderungen von Cho-rok lässt sich erkennen, welche zusätzlichen Herausforderungen sie aufgrund des antiasiatischen Rassismus in Verbindung mit COVID-19 erleben musste:

»I think it was a long tunnel for me because I feel very stressed when I cannot. When I'm limited with some freedom that I feel granted. And this is a privilege, of course, because not everyone has freedom of movement. But for me, freedom of movement was taken for granted, at least. And if this is limited, I think I get crazy and I didn't want to go to the supermarket because I was always nervous and people are. It was so easy for people to just come to me. Oh, I came here first or you should put the mask properly or whatever. I was just there and they say oh here's an Asian. I should kick her out or something, or I want to just attack her. So, it was just so easy to be a common enemy. And this enemy is actually so tracked. The virus is not visible. That's why it's so easy for people to attack Asian people because they hate this virus. But they can't see it and they want to make it visible. So, I was one of the visualized fallacies that they wanted to hit. Even in the train when I'm sick a person across me would just go to the other side of the train and that was humiliating.« (Cho-rok, Z. 468–480)

Durch die folgende ausführliche Beschreibung Purikis Kampfes, um die notwendige Unterstützung in der beruflichen (Aus-)Bildung zu erhalten und diese auch erfolgreich abzuschließen, wird deutlich, wie viel Kraft ihr der Umgang mit dieser als ungerecht empfundenen Behandlung durch den Dozenten kostete. Dies schildert sie auch im Zusammenhang mit ihren Stresssituationen während der finalen Prüfung ihrer erzieherischen (Aus)Bildung:

»Und in der Prüfung war er auch in meiner Prüfung, obwohl er war als Protokollant da, er stellt mir wirklich so schwierige Frage, zum Glück mein Thema war so meins, es war meine Sache,

dass ich die Frage antworten konnte, weil er hat so eine schwierige Deutsch gesprochen, die ich überhaupt erstmal was will er von mir? obwohl die Leute sagen immer ›der Protokollant ist nur da, um Protokoll zu schreiben‹, weil dafür sind drei extra Prüfer, die dich prüfen, aber trotzdem, er war nicht zufrieden mit die Frage, was die andere drei gemacht hat, hat er mir wirklich so Frage gestellt, wo ich dachte, oh Gott! aber trotzdem, ich habe bestanden. Und deswegen immer Kopf hoch, glaub an dich selber und weiter kämpfen, immer positiv bleiben. Es geht nicht anders.» (Puriki, Z. 561–570)

Ebenfalls betont ein weiterer Forschungspartner im Interview, dass die Sensibilisierung über Rassismus und rassistische Verhältnisse in der Dominanzgesellschaft und in den verschiedenen Institutionen wie z. B. ›Schule‹ notwendig ist:

»Ich finde eigentlich ganz gut, hoffentlich gibt's sowas auch Unterricht in unseren Schulen, da auch deutsche Jugendliche sowas. Ja, unterrichtet werden und dass man Rassismus und alles verhindern kann, weißt du dann sie wissen besser, dass Rassismus nicht schön ist, aber wenn sie ihre Heimat nicht verlassen haben, woher wissen sie das, sie haben hier alles weißt du die Familie, Freunde und alles die Sprache können sie perfekt sprechen und ihre Zeit ist einfach nur zum Spaß haben.« (Haval, Z. 289–294)

Ein weiterer zentraler Aspekt des Datenmaterials stellt die vielfältigen Praxen des rassifizierten und ableistischen Othering, die im Folgenden anhand von einigen Aussagen der Forschungspartner*innen ausführlich beschrieben werden. Diesbezüglich erläutert Cho-rok im Interview, wie stereotypisierende Bilder über BIPOC reproduziert und zugleich das zentrale Problem kapitalistisch-rassistischer Weltordnung wenig thematisiert wird:

»Quite often I have experienced that people have a concrete picture of who I am which I find quite interesting. Many of the stereotype on migrants are not true at all. Where for example being people of Color is often considered as a burden on the German welfare state. What often remains unreflected is the fact that migrants are the most hard-working groups in this exploitive capitalist economy. This is the sad reality of white supremacy.« (Cho-rok, Z. 119–124)

Im weiteren Verlauf des Interviews geht Cho-rok auf die Komplexität von Migrationsprozessen ein und kritisiert die simplifizierende gesellschaftliche Wahrnehmung von geflüchteten Menschen oder Personen, die als ›geflüchtet‹ markiert werden:

»They never understand the complexity of our lives, how often we are sad and lonely, and most importantly how hard we try to make sense of our everyday lives in this racist country. For them I'm one of those welfare scroungers and that's why they think I'm here in Germany because Germany is a place to be (laughs).« (Cho-rok, Z. 128–131)

Haval erläutert im Interview ebenfalls diese Zuschreibungsprozesse und betont dabei, dass niemand freiwillig sein Zuhause verlassen würde, um sich eine neue Zukunft in Deutschland aufzubauen, wenn nicht katastrophale Zustände wie Hunger oder Krieg in den jeweiligen Herkunftsländern herrschen würden:

»Also man kommt nicht hier frei- man flieht nicht freiwillig von Heimat, dass man hier nach Deutschland kommt wegen die soziale Hilfe, was man von Jobcenter oder Sozialamt kriegt, man ist hier nur wegen, was gerade in unsere Heimaten geschehen wird, egal ob's Krieg ist oder

ob die Leute verhungert werden, deswegen man ist hier in Deutschland um weiterzubilden, ob's Schule ist oder Ausbildung Richtung Beruf ist, dass man Hauptsache was macht, man ist nicht hier so wegen diese 400 Euro, was man von Sozialamt kriegt, sondern man will wirklich hier in Deutschland sich weiterbilden und ja, Berufe lernen und so weiter.« (Haval, Z. 98–105)

An einer anderen Stelle erklärt Haval seine Diskriminierungserfahrungen an am Beispiel des Umgangs der Mitarbeiter*innen von einigen Behörden mit geflüchteten Menschen. Seiner Ansicht nach fehlt in solchen Institutionen das Verständnis und Wissen darüber, dass viele Menschen nicht freiwillig nach Deutschland fliehen:

»Also in der Schule noch nicht (.), aber so allgemein zum Beispiel bei amtlichen, wenn man die Papiere und so weiter macht, da hat man so ein Gefühl, da gucken die welche Leute an, die gar nicht dich sehen wollen oder genervt von Ausländern sind, hoffentlich bald gibt's sowas nicht, weil, wie gesagt, man ist nicht hier freiwillig hier nach Deutschland gekommen (.), man muss herkommen, um weiter zu leben und so.« (Haval, Z. 270–274)

Diese Aussage wird von einer anderen Forschungspartnerin bestärkt. Sie ergänzt dazu, dass sie solche diskriminierenden Erfahrungen nicht nur in den Institutionen in Deutschland erlebt, sondern auch in Großbritannien:

»But I want to emphasis this does not necessarily have to be a German case only, you can find similar narratives and attributes in the UK too where I come from. People insist to believe that I am from Africa, I have never even been to Africa before, sadly for sure. But just the fact that I have got my melanin from my father who has migrated from Ghana to the UK in late 70s and married to a white British woman, my beloved mum. I have to make statements every now and then why I am black (laughs), at the schools I have gone at many social events or at the University now. I have no problem me being marked as a black person or there is nothing wrong with being black at all. Perhaps, I adore the fact that I am black. The bottom line is however, it is not easy for white people to accept that we are not there to answer all their curious questions about our identity and family trauma, just as easy as that (laughs).« (Jennifer, Z. 201–210)

Ähnlich wie Jennifer, scheint Nebiyu ebenfalls mit diesen persönlichen Fragen immer wieder konfrontiert zu sein, wie er im Interview folgendermaßen spricht:

»I remember how obsessed my friends at our university were with the great education you get at European universities but now I understand it was all internalized phantasies of colonialism. We have learned to adore and worship white supremacy. What I want to say is that it pisses me off, when people ask me about my intimate and painful experiences. Hey tell us about your experiences with discrimination, seriously? Where should I start? How you destroyed our futures with colonialism in Africa and other parts of the world? How we try to make sense of all that? How we deal with all that trauma going from generation to generation? How can you really help me while you are benefiting from that same oppressive system?« (Nebiyu, Z. 259–267)

Ein weiterer Aspekt wird von Berat im Interview angesprochen. Er erzählt von den anhaltenden psychischen Auswirkungen von früheren Mobbing- und Gewalterfahrungen:

»Früher habe ich es ja erlebt mit Außenseiter, also wie soll ich denn sagen, ganz früher, wo ich halt noch sozusagen halt noch so ein Kind war, da hatte ich halt wirklich, da wurde ich halt auch gemobbt halt wegen meiner Einschränkung auch wegen meiner Herkunft und da wurde ich

auch halt zusammengeschlagen oder auch verprügelt und ja, das waren auch harte Zeiten, weil man ja auch das irgendwie auch alles verarbeiten muss und diese Verarbeitung dauert auch sehr sehr lange, also es kommt natürlich auch- von einem Tag bis zum anderen- anderen Tag ist man wieder gesund, das hat auch noch so eine heftige Sache zu tun halt.» (Berat, Z. 387–395)

Im weiteren Verlauf des Interviews reflektiert er, welche Gründe Mobbing- und Gewalterfahrungen haben können. Dafür stellt er den Zusammenhang mit den zugeschriebenen Behinderungs- und Migrationserfahrungen als einen möglichen Grund her:

»Also der Grund würde mich auch so interessieren, aber den Grund würden die, auch wenn- wenn man den Grund jetzt nicht schreiben würde, hätte ich immer auch den Hintergedanken, dass die es aber nicht antworten würden, wegen Rassismus oder wegen deiner Behinderung oder beides, das ist auch so unsere Sache halt, weil manche antworten ja auch gar nicht und deswegen und das macht es dann auch nicht besser (lachend) sozusagen, wenn man es halt so hinterfragt und alles.« (Berat, Z. 453–458)

Diese Vielfältigkeit und Ambiguität der Fremd- und Selbstbezeichnungen sind wichtig für die diskursiven Auseinandersetzungen mit der Komplexität und Widersprüche der Anerkennung von hybriden⁵ oder mehrfachen Zugehörigkeiten in einer postkolonialen und postmigrantischen Gesellschaft.

»Another interesting thing is that I don't feel safe no where. That's why I also prefer the term safer spaces, as there is no such thing as safer spaces for black queer disabled people. Within the black community I'm not black enough, for some people I'm not disabled enough to talk about ableism and for some people I'm not queer enough. So, you keep exposing your being and life, it's exhausting but that's why life is all about. Fighting for acceptance till you get exhausted from all this and give up in the end.« (Cho-rok, Z. 163–169)

In ähnlicher Weise berichtet Daniel im Interview ausführlich davon, dass er oft Alltagsrassismus erlebt:

»Ich sag's dir, manche sind auch richtig krass drauf. Ich erlebe oft vor allem weiße Männer, die mir auf der Straße hinterherschreien: »Geh wieder in den Busch zurück, wo du hingehörst.« Einfach out of the blue (lacht), ohne jeglichen Kontext. Für sie bin ich einfach der Sündenbock für ihre eigene Unzufriedenheit. In Berlin erlebe ich viel weniger Alltagsrassismus als in dem kleinen Dorf, wo ich aufgewachsen bin oder in der Stadt wo ich im Bachelor studiert habe. Aber auch Berlin ist kein »racism free zone«, das ist klar.« (Daniel, Z. 108–113)

Ebenfalls argumentiert Haval im Interview, dass die pauschalisierenden Zuschreibungen gegenüber geflüchteten Menschen mit dem fortwährenden strukturellen Rassismus der Dominanzgesellschaft eng verbunden sind:

»Also was ich darauf beziehen möchte, dass man allgemein, wenn ein Mensch ein Fehler macht, das sagt man so »der kommt aus Syrien« und dass man diese Sache nicht an alle Syrer bezieht, weil jeder Mensch ist hier seine eigene Art und Weise, man kann nicht eine Sache auf ganze Volk

5 Hinsichtlich der Diskussionen über *hybride Identitäten* und kulturelle Zwischenräume in der postkolonialen Gegenwart und das damit verbundene Konzept des *dritten Raumes* siehe insbesondere: (Bhabha, 1994, 2006, 2012).

oder Nation beziehen und das gilt genauso für Religion, egal welche Hautfarbe oder welche Religion man hat, ist Hauptsache wir sind alle Menschen und wir zusammenhalten, das ist ganz wichtig. Und hoffentlich in Zukunft da gibt's keine Rassismus mehr, weil das nützt auch für uns alle Menschen nicht, Hauptsache, dass man sich zusammenhält und ja, dass man zusammen sich gegenseitig hilft.» (Haval, Z. 258–265)

Ähnlich wie Cho-rok, Daniel und Jennifer, sieht auch Mike solche rassistischen Zuschreibungen und damit verbundene ableistische Diskriminierungen nicht als Einzelfälle, sondern vielmehr als gesellschaftliche Platzzuweisung, wie er im Folgenden ausführlich schildert:

*»Das ist leider nicht das erstmal, dass ich solche rassistischen Erfahrungen mache, leider. Auch bereits in der Schulzeit habe ich einige unangenehme Erfahrungen gemacht mit Lehrer*innen, die aufgrund meiner Hautfarbe mich nicht als Deutscher anerkennen wollten, obwohl meine Mutter Deutsche ist und ich ebenfalls in Deutschland geboren und aufgewachsen bin (...) und sie sagte einfach »Herr Otieno [anonymisierter Nachname] ich frag mich ehrlich, wie sie überhaupt durch Abiturprüfung durchkommen konnten. Ich empfinde sie zwischenmenschlich als sympathisch, aber kognitiv sehe ich sie bei weiterem nicht als Lehrer«. Das sagte sie mir einfach kurz vor dem Abschluss des Referendariats. Was hat sie noch dazu gesagt (.), ja »sie haben ja eine Entwicklungsverzögerung«, sowas in der Art hat sie noch gesagt. Ich war literally sprachlos. Ich habe nichts gesagt, ich ging einfach schockiert und fassungslos nach Hause als wäre es nichts passiert.« (Mike, Z. 122–133)*

Im Hinblick auf diese Schilderungen von Mike wird deutlich, dass ihm durch die Lehrein einerseits kognitive Fähigkeiten bzw. Rationalität abgesprochen und andererseits besondere emotionale Fähigkeiten zugeschrieben werden, indem sie ihn als »sympathisch« bezeichnet:

»Sie besitzt die Dreistigkeit mir ins Gesicht zu sagen »meiner Meinung nach haben sie im Lehrerberuf nichts verloren«. Das ist doch krass einfach. Ich bin mir wirklich nicht sicher, ob es ihr überhaupt klar ist, wie unfassbar abwertend und diskriminierend ihre Aussage ist. Scheinbar ist es ihr egal, wir müssen halt mit den emotionalen Konsequenzen leben. Das ist leider die bittere Wahrheit für viele Schwarze Menschen in Deutschland.« (Mike, Z. 156–160)

Mit diesen dehumanisierenden Zuschreibungen, mit denen sowohl Mike als auch Daniel in unterschiedlichen Weisen konfrontiert zu sein scheinen, geht eine zentrale ableistische Abwertung einher, die viel mit rassistischen Zuschreibungen gemeinsam hat.

»Ich habe das Gefühl, es ist völlig egal wie alt wir sind, wie selbstverständlich, gegenüber weißen Menschen, vor allem diejenigen die in Machtpositionen stehen, sind wir schwarze Menschen immer erziehungsbedürftig. Uns wird nicht nur in der Schule, sondern auch in der Uni, in der Beziehung, beim Einkaufen oder Fahrradfahren ständig wird uns jemand irgendwie belehren, wie wir das Leben »richtig« führen können. Wenn man aber weißen Menschen mit rassistischen Stereotypen konfrontiert, dann eskaliert alles, weil sie uns ja nur helfen wollen. Es gibt keine Reflexionsbereitschaft für die eigenen gesellschaftlichen Positionen und Privilegien. Alleine nicht häufig oder gar nicht im Alltag diskutiert zu werden ist ein Privileg, das Schwarze Menschen in diesem Land definitiv nicht haben. Aber was weiß ich schon über Auswirkungen von Diskriminierungen, ich bin ja behindert (lacht).« (Daniel, Z. 124–133)

Dabei stellt sich sowohl für Daniel als auch für Mike nicht nur die Frage nach der Anerkennung ihrer Fähigkeiten als angehende Lehrer, sondern auch nach einer grundlegenden Identität, die ebenfalls von anderen Forschungspartner*innen in unterschiedlichsten Facetten thematisiert wird, wie anhand des folgenden Interviewauszugs mit Berat exemplarisch deutlich wird:

»Manchmal kommt es mir schon so vor, als wäre ich dann diskriminiert (.) und das macht es halt so oberflächlich alles, auch nur weil der andere vielleicht anders aussieht oder (atmet laut) etwas nicht so gut kann halt, weil er halt etwas fehlend hat, an seiner eigentlichen Stärke so zusagen und das ist eher so der Fall halt, was jemanden so sehr auch traurig macht, aber auch so sehr kalt lassen kann.« (Berat, Z. 415–419)

Insgesamt lässt sich aus den oben exemplarisch dargestellten subjektiven Aussagen der Forschungspartner*innen rekonstruieren, dass die Herrschaftsverhältnisse Rassismus und Ableism bspw. beim Zugang zu Erwerbsarbeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt intersektional wirkmächtig werden. Die Teilhabe an Erwerbsarbeit von BIPOC mit Behinderungserfahrungen scheint somit neben der Komplexität und Unzugänglichkeit bestehender Unterstützungsstrukturen auch mit prekären strukturellen Bedingungen des allgemeinen Arbeitsmarkts einherzugehen, die dem beschriebenen intersektionalen Lebensrealitäten der Betroffenen nicht gerecht werden. Durch die Ausweitung dieser Erkenntnisse lässt sich anhand der subjektiven Aussagen der Forschungspartner*innen rekonstruieren, dass Diskriminierungen und Ausgrenzungen, denen Menschen mit Behinderungserfahrungen ausgesetzt sind, auch BIPOC betreffen, die auf unterschiedliche Weise als ›Migrationsandere‹ markiert werden.

Hier können Berührungspunkte zwischen den beiden diskriminierten Gruppen geschaffen werden, ohne dabei die vielfältigen Differenzen auszublenden. Vielmehr soll es darum gehen, das ›Gemeinsame im Verschiedenen‹ aufzuzeigen: Die grundlegenden Parallelen, die Ableism und Rassismus im Hinblick auf diskursive, strukturelle und institutionalisierte Ausgrenzungs- und Exklusionsmechanismen aufweisen, mithilfe einer intersektionalen Analyseheuristik herauszuarbeiten. Diesbezüglich argumentiert Rebecca Yeo (2015) aus einer herrschaftskritischen Analyse der umkämpften Teilhabechancen von geflüchteten Menschen mit Behinderungserfahrungen in Großbritannien⁶ folgendermaßen: »the barriers faced by disabled asylum seekers are not those faced by disabled citizens plus those faced by migrants, but instead what Hill Collins (2008) terms a set of ›intersecting oppressions‹« (ebd., S. 527).

So werden BIPOC mit Behinderungserfahrungen aufgrund der fehlenden Anerkennung rassistischer und ableistischer Ordnungen der Dominanzgesellschaft nicht nur gewissermaßen die Möglichkeit entzogen, sich als ein vollwertiges Mitglied der Gesellschaft zu erfahren, sondern sie sind auch stets damit konfrontiert von ihren Familiengeschichten oder Behinderungserfahrungen erzählen zu müssen. Die Forschungspartner*innen schildern die komplexen Verschränkungen vom rassifizierten

6 Für den deutschen Kontext der Debatte über die vielfältigen Verschränkungen von Behinderung und Migration/Flucht siehe: (Afeworki Abay et al., 2020; Afeworki Abay et al., 2021; Köbsell, 2019; Korntheuer, 2019, 2020; Westphal & Wansing, 2019a).

und vergeschlechtlichten Ableism ausführlich, die auch in subtileren Formen sowohl in ihrem privaten als auch in ihrem beruflichen Alltag zum Vorschein kommen.

Wenngleich hier auf den noch bestehenden Bedarf an quantitativen Daten hinzuweisen ist, lassen sich die erlebten intersektionalen Diskriminierungserfahrungen entlang von Ableism und Rassismus anhand subjektiver Perspektiven in einem partizipativen Forschungskontext untersuchen. Ein solches Vorhaben zeigt sich allerdings in der empirischen Forschungspraxis der vorliegenden Arbeit als höchst anspruchsvoll und bedarf methodologischer Überlegungen sowie forschungsethischer Beachtung der damit einhergehenden Anforderungen. Beispielsweise bedarf weitere Forschung hinsichtlich der nicht explizierten Thematisierung und Benennung von ableistischen und rassistischen Diskriminierungserfahrungen von den Forschungspartner*innen. Epistemologische, insbesondere methodologische Betrachtungen sind daher sowohl in der Teilhabeforschung als auch in der Fluchtmigrations- und Rassismusforschung, von großer Relevanz, um die bestehenden intersektionalen Diskriminierungsrisiken von BIPOC mit Behinderungserfahrungen in weiteren empirischen Forschungsprojekten spezifisch in den Blick zu nehmen.

Um die Voraussetzungen der RGTM zu erfüllen (Breuer et al., 2018, S. 271), wurden die methodologischen und forschungsethischen Herausforderungen der vorliegenden Arbeit im gesamten Forschungsprozess selbstkritisch reflektiert. Eine ausführliche Erläuterung dieser vielfältigen Reflexionsprozesse und Möglichkeitsräume im Rahmen von qualitativer Forschungswerkstatt und Forschungssupervision findet im Unterkapitel 6.4.3.3 statt. Im Folgenden werden die Limitationen und Grenzen der empirischen Ergebnisse der vorliegenden Arbeit anhand einiger exemplarischer Kernaspekte näher beleuchtet.

6.3 Reflexion über die Limitationen der empirischen Ergebnisse

Einerseits leisten die empirischen Ergebnisse in Bezug auf die Wichtigkeit der Berücksichtigung der subjektiven Perspektiven von BIPOC mit Behinderungserfahrungen einen Beitrag zur kritischen Analyse der komplexen und intersektionalen Bedingungen der Teilhabe und Diskriminierung auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt. Andererseits weisen sie gleichzeitig Limitationen und Grenzen auf, da aus dem Datenmaterial keine statistisch-repräsentativen Erkenntnisse zu beruflichen Teilhabemöglichkeiten an dieser Schnittstelle generiert werden konnten. Somit verweisen die gewonnenen empirischen Erkenntnisse aufgrund der theoretischen und methodologischen Komplexität des Forschungsgegenstands auf den erheblichen Bedarf an quantitativer Forschung an der Schnittstelle Behinderung und Migration/Flucht.

Im Folgenden werden anhand der vorliegenden Ergebnisse einige weiterführende Annahmen in Form von *Denkangeboten* im Kontext der Teilhabe an Erwerbsarbeit von BIPOC mit Behinderungserfahrungen diskutiert. Die empirischen Erkenntnisse der vorliegenden Arbeit liefern bspw. keine umfassenden Erklärungen hinsichtlich gender- und klassenspezifischer Diskriminierungen von BIPOC mit Behinderungserfahrungen auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt. Dies ist den limitierten Ressourcen (u.a. in Bezug auf zeitliche Kapazitäten in einem Qualifikationsprojekt) geschuldet, da der